

Zeitzeugentreffen am 14.01.2020

Guten Tag meine Damen und Herren,

Ich habe es übernommen, zum heutigen Zeitzeugentreffen über Schulzeit und Taschengeld das Impulsreferat zu halten, in der Hoffnung, dass Sie mich mit Ihren Erinnerungen unterstützen werden.

Ich bin Jahrgang 1944 und 1948 infolge einer Mumpserkrankung (oder Ziegenpeiter) Diabetiker Typ I geworden. Da es zu jener Zeit kaum Untersuchungsmöglichkeiten zur Blutzuckerbestimmung gab, habe ich als Kleinkind häufiger ein Gastspiel im Krankenhaus gegeben, um meinen Stoffwechsel auf ein geeignetes Insulin mit all seinen Randerscheinungen einstellen zu lassen. Mit Randerscheinungen meine ich das Wechselspiel zwischen injiziertem Insulin, körperlicher Betätigung und damit verbundenen Blutzuckerschwankungen von extrem hoch bis extrem niedrig bis hin zur Bewusstlosigkeit. Der Diabetes hat zwangsläufig auch erheblichen negativen Einfluss auf meine gesamte Schulzeit gehabt. Heute wäre ein jugendlicher Diabetes Grundlage für einen Schulassistenten. Im Frühjahr 1951 als ich in die Marien-Schule, eine Volksschule, in der Lübecker Altstadt eingeschult wurde, gab es einen solchen Assistenten nicht.

Die Marien-Schule war ein zweigeschossiger Backsteinbau, mit einem gepflasterten Schulhof, einem unterirdischen Bunker, der vom Schulhof aus zu begehen war, einem separaten Toilettenhaus sowie einem Wohnhaus für den Hausmeister. Der ganze Komplex war von einem Zaun eingefriedigt. Und nur durch ein Gittertor zwischen Schul- und Hausmeistergebäude zu betreten. In den Pausen wurde dieses Tor von älteren Schülern bewacht, sodass ein Verlassen des Schulgeländes nur nach Schulschluss möglich war(!).

Am Einschulungstag durften wir uns alle mit unseren Schultüten vor dem Toilettenhaus zu einem Gruppenfoto aufbauen, um uns von einem Fotografen ablichten zu lassen. Nicht jedes Kind hatte damals eine Schultüte. Auch waren die mit bunten Oblaten beklebten Schultüten unterschiedlich groß bis ganz klein. Sicherlich waren große Schultüten kein Ausdruck eines Statussymbols. Die Marien-Schule am Langen Lohberg lag nicht gerade in einer Gegend, die von gut betuchten Eltern und ihrem Nachwuchs bevölkert war. Autos gab es in dieser Gegend so gut wie keine. Höchstens Pferdefuhrwerke rumpelten 1951 über das holperige Natursteinpflaster der Straßen.

Alle Kinder hatten Ranzen auf dem Rücken, in denen sich eine Schiefertafel, Schwammdose und ein Griffelkasten befanden. Viele der ledernen Ranzen waren

abgeschabt und vermutlich schon von vorangegangenen Geschwistern getragen worden.

In der Klasse 1 a, in der uns 38 Jungen und Mädchen Bildung vermittelt werden sollte, gab es durchgängige, blaue Bänke mit Schreibpulten davor. Die Bänke waren besonders dann von Nachteil, wenn einer mal raus musste, um das Toilettenhaus zu besuchen. Dann musste die ganze Reihe aufstehen. Die Schreibpulte konnte man hochklappen, um darunter Bücher und andere Dinge verschwinden zu lassen. Im oberen Rand der Pulte waren Metallklappen eingelassen, unter denen sich an jedem Platz ein Tintenfass versteckte. Anfänglich benötigten wir die Tinte nicht. Aber es machte ein tolles Klappergeräusch, wenn man mit der Metallklappe der Tintenfässer spielte. Doch die Lehrerin, eine etwa fünfzigjährige Person an deren Namen ich mich nicht mehr erinnere, schien sehr geräuschempfindlich zu sein und verbat sich bei Strafe die Aktivierung der Geräuschquelle. Mit gestrengem Blick stand sie hinter ihrem Katheder, die Schultafel im Rücken und versuchte uns die Bedeutung von Handstöcken zu erklären. Aus diesen Stöcken setzten sich offenbar unterschiedliche Buchstaben zusammen. Damit wir das auch begriffen, durften wir zeilenweise zwischen vorgegebenen Vertiefungen auf unserer Schiefertafel mit einem Griffel Handstöcke mit Bogen nach unten oder oben kratzen. An der Wandtafel hingen Bilder mit Obst, einem Haus usw, die einem bestimmten Buchstaben zugeordnet waren. Schiefertafeln mögen ja recht nützlich sein, weil man die mit dem Griffel gekratzten Stöcke und späteren Buchstaben leicht mit einem feuchten Schwamm löschen konnte. Nachteil war nur, dass die durch einen Holzrahmen und einen Pappschoner geschützten Schiefertafeln leicht zerbrachen. Nach der Schule spielten wir auf dem Heimweg gern Rammbock. Dann schnallten wir uns den Ranzen auf die Brust und versuchten uns gegenseitig umzuwerfen. Komisch, dass zu Hause dann häufig genug sternförmige Risse die geschützte Schiefertafel zierten und das Schreiben mit einem Griffel erschwerten. In dieser Zeit war ich Dauerkunde bei Minna Wolters. Sie hatte einen Schreibwarenhandel und war mit Schiefertafeln gut bestückt. Als dann erstmals der Einsatz von Schulheften, Federhaltern und Tinte zum Einsatz kam, schien es zunächst, dass der Umsatz bei Minna Wolters einen starken Einbruch erleiden sollte, weil kein Bedarf mehr an Schiefertafeln bestand. Doch nun stieg der Umsatz an Schreibheften mit Linien und Rechenkästchen. Die hölzernen Federhalter mit ihren einsteckbaren Stahlfedern waren eine etwas kleckerige Angelegenheit, wenn sie ins Tintenfass getunkt wurden. Auch konnte es vorkommen, dass die Tinte an der Stahlfeder nicht ausreichte, um ein komplettes Wort zu schreiben. Entsprechend unterschiedlich sah das gesamte Schriftbild zum Teil mit kleineren oder größeren Tintenklecksen aus. In jener Zeit wurden meine Hefte dünn und dünner, wenn meine ehrgeizige Mutter Seiten

mit zu vielen Klecksen herausriss und ich die Seite unter Tränen und viel Gezeiter neu schreiben durfte. Eine geniale Erfindung waren später die ersten Füllfederhalter, die man ins Tintenfass stecken und - ähnlich wie bei einer Spritze - den Tintentank des Füllers mit einem drehbaren Kolben am Ende des Füllers be-tanken konnte. Tintenpatronen oder Kugelschreiber kannte man damals noch nicht.

Außer Rechnen und Schreiben gab es seinerzeit auch so etwas wie Kunst oder Basteln in der Schule. Tuschkästen und Zeichenblöcke sollten unsere Kreativität unter Beweis stellen. Auch mit Knetgummi wurde modelliert. Es zeigte sich, dass ich bei der Gestaltung mit Knetgummi offenbar besondere Fähigkeiten entwickeln sollte. So entstand ein gelbes Postauto, das sogar im Schaukasten im Ein-gangsbereich der Schule ausgestellt wurde.

Insgesamt bin ich nur ein Jahr in der Marien-Schule gewesen. Außer meinen Schiefertafeln ging auch meine Gesundheit damals in die Brüche. Ich musste mehrmals für Wochen ins Krankenhaus, um stoffwechselfähig neu eingestellt zu werden. Kinder haben zwangsläufig einen starken Bewegungsdrang. Gerade in den Schulpausen, wenn ich mit anderen Kindern tobte, fand ich wenig Zeit mein Schulbrot zu essen. Wenn ich dann in der Klasse merkte, dass mein Blutzucker-spiegel im Verhältnis zum gespritzten Insulin absackte und ich dringend etwas essen musste, dann wurde es von der Lehrerin als disziplineloses Verhalten geahn-det, d.h. zur Strafe, dass ich im Unterricht einen Apfel gegessen habe, durfte ich ihr nach der Schule eine weitere Stunde Gesellschaft leisten. Wir nannten es Brummen. Ich durfte in der ersten Klasse viel brummen oder nachsitzen, weil ich gegen schulische Konventionen verstoßen hatte. Oft genug war dieses Brummen mit Extraschreibe-arbeiten verbunden, während die Lehrerin Hefte korrigierte o-der strickte.

Nach einem erneuten Krankenhausaufenthalt wechselte ich dann am Beginn der 2. Klasse zu einer weiter entfernten Grundschule für musische Erziehung, ge-wissermaßen eine Art staatlicher Vorläufer der Waldorfschulen. Ein Problem war hier nur, dass wir Schichtunterricht hatten. Die Otto-Anthes-Schule musste sich mangels Räumen das Schulgebäude mit der Franke-Schule teilen. Mit ande-ren Worten, wir hatten eine Woche vormittags Unterricht und die nächste Wo-che nachmittags. Bei der Frankeschule war es entsprechend umgekehrt. Jede Klasse war mit zwei abschließbaren Schränken für Schulbücher, Klassenkasse usw. ausgestattet. Schulbücher mussten damals grundsätzlich selbst gekauft werden, d.h. sie wurden nicht kostenlos von der Schule zur Verfügung gestellt. Die Lübecker Buchläden, bei denen man die Schulbücher kaufen konnte, machten gleich beim Kauf darauf aufmerksam, dass man die Bücher schonend behandeln

und nichts hineinschreiben sollte, dann könnte man die Bücher am Schuljahresende an die Bücherei gegen eine Vergütung zurückgeben. Man konnte in den Büchereien auch günstiger gebrauchte Schulbücher kaufen. Besonders Bücher mit vielen Abbildungen, wie für das Fach Heimatkunde, waren außergewöhnlich teuer. Zu berücksichtigen ist, dass ein Angestellter, wie mein Vater, ein monatliches Gehalt von 200,- DM erhielt. Zwangsläufig betrug auch unser Taschengeld anfänglich nur 50 Pfennige und stieg in der Grundschulzeit bis auf eine DM pro Monat. Wenn wir einen größeren Bedarf hatten, dann mussten wir uns überlegen, wie und wo wir zusätzliche Einnahmequellen erschlossen. Ich habe damals alte Zeitungen gesammelt und gebündelt. Pro Kilo Zeitungspapier bekam man vom Schrotthändler einen Groschen. Alte Weinflaschen wurden zu einer Weinhandlung transportiert und ich erhielt dafür jeweils 10 Pfennige pro Flasche. Häufig genug hatte ich auf Dachböden aus der Nachbarschaft an die zwanzig Flaschen gesammelt, die in Netzen an meinem Roller zur Weinhandlung am anderen Ende der Stadt gebracht werden mussten. Um einmal einen Preisvergleich zu geben: Ein kleines Wiking-Auto aus Bakelit kostete Anfang der 50er Jahre ca. 50 Pfennige.

Trotz des Schichtunterrichtes und des längeren Schulweges nahmen im Laufe der Zeit immer mehr Kinder aus unserer Gegend den weiteren Schulweg zur Otto-Anthes-Schule in der Schildstraße auf sich. Mit dem Fahrrad durfte man damals nur zur Schule fahren, wenn man nachweisen konnte, dass man mindestens 3 km Schulweg hatte. Ganz so weit hatten wir es nicht. Ein glücklicher Umstand war auch, dass in unserer weiteren Nachbarschaft ein Schrotthändler wohnte, der seine jüngste Schwester morgens mit seinem dreirädrigen Tempo zur Schule brachte. Schrotthandel war seinerzeit ein lukrativer Job, und das nicht nur zur Aufbesserung des Taschengeldes. So zuckelten wir früh morgens im Führerhaus des nach Altöl stinkenden Tempos zur Schule. Schlecht gefahren war eben immer noch besser als gut gelaufen.